

Kriegspsychologisches (Fortsetzung)

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **62=82 (1916)**

Heft 42

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-32793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in ihrer Folge Ende September Anfang Oktober zu einer Reihe von Kämpfen, der man den Namen der Schlacht bei Hermannstadt gegeben hat, und deren bis jetzt konstaterbares Ergebnis darin besteht, daß beträchtliche Teile der hier engagierten rumänischen ersten Armee geschlagen und zum Ausweichen nach Süden und in das Gebirge gezwungen worden sind. Dabei ist der Rotenturmpaß, durch den ja auch eine Bahnverbindung läuft, noch bei wähernder Schlacht in den Besitz bayrischer Truppen geraten, so daß man jetzt wieder eine Einmarschstelle nach der Walachei in den Händen hat.

In dem letzteren Umstande liegt zweifellos das Hauptmoment, das die Schlacht bei Hermannstadt zu einem entscheidenden Ereignis erster Ordnung machen kann, ganz abgesehen davon, daß der Gewinn der Schlacht an sich für die deutsch-österreichischen Sieger einen hoch einzuschätzenden moralischen und materiellen Erfolg konstituiert. Mit dem Rotenturmpaß in den Händen eröffnet sich für Falkenhayn die Perspektive, den Krieg ins feindliche Gebiet zu tragen und den feindlichen Kräften, die zwischen Czerna, Alt, Donau und den westtransylvanischen Alpen stehen, in den Rücken zu fallen.

Es ergibt sich somit eine ähnliche Lage, wie sie 1877 im russisch-türkischen Kriege durch Gurkos ersten Balkanübergang und die Besitznahme des Schipkapasses geschaffen worden ist. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß die Situation einer ähnlichen Stabilität verfällt, wie es bei dem angezogenen Beispiel der Fall gewesen, wo man lange Zeit zwar den Schipka in den Händen gehabt, aber weder aus ihm noch aus den andern Pässen herauszutreten vermochte, bis seine beidseitige Umgehung und die umfassende Bedrängung des befestigten Lagers von Scheinowo die Bahn frei machte.

Hierüber muß vor allem die rumänische Widerstandskraft entscheiden, die noch allein oder mit russischer Beihilfe geleistet werden kann. Sie hat sich bereits in Angriffen gegen die südlichen Ausgänge des Rotenturmpasses geäußert, und ist sowohl bei Orsowa sowie zwischen Petroseny und Hötzing und auf der Linie Toplitza-Fogarasch noch keineswegs ausgeschaltet. In Betracht zu ziehen ist auch, daß der Winter herannaht und damit die Operationen in dem gebirgigen und stark bewaldeten Gelände noch mehr erschwert werden, als sie es schon an und für sich sind. Es kann somit, sofern es Falkenhayn nicht gelingt, seine erfolgreich begonnenen Operationen vor dem Winter zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen, die gleiche Lage eintreten, wie sie im Winter von 1915 auf 1916 in den Karpathen eingetreten ist. Man steht sich in entscheidungslosem aber starke Kräfte konsumierendem Ringen gegenüber und muß zuwarten, bis günstigere Witterung die nötige Bewegungsfreiheit für größere Operationen schafft. Zwar hat die Umgehung des Schipkapasses 1877/78 und der umfassende Angriff auf das befestigte Türkenlager von Scheinowo auch mitten im Winter und auf stark verschneiten Pfaden stattgefunden. Aber in erster Linie hat es sich nur um Märsche von kurzer Dauer gehandelt, für die man über eine lange und von feindlicher Einwirkung gänzlich gesicherte Vorbereitungszeit verfügte. Sodann verharreten die türkische Führung und die türkischen Streitkräfte in einer solch ungläublichen Passivität, daß man die Umfangsbewegungen ohne allen

und jeden gegnerischen Angriff durchführen konnte. Man scheint sich auf türkischer Seite vollständig auf die Widerstandsfähigkeit seiner befestigten Stellungen verlassen zu haben und der Meinung gewesen zu sein, Scheinowo werde einige Monate lang die gleiche glorreiche Rolle spielen, wie sie Plewna gespielt hatte.

Auf deutsch-österreichischer Seite ist man allem Anscheine nach bemüht, den Keil, den man mit der Besitznahme des Rotenturmpasses in die russisch-rumänische Nordfront hineingetrieben hat, in östlicher und westlicher Richtung zu erweitern. Das geschieht durch ein Vorarbeiten gegen Fogarasch und gegen Petroseny, das noch unterstützt wird durch einen Druck aus nördlicher und westlicher Richtung. Der erstere ist gerichtet gegen Hötzing-Petroseny und in seiner Verlängerung gegen den wieder geräumten Vulkanpaß. Der andere geht gegen den Raum Udvarhely-Schäßburg-Fogarasch und tendiert im weiteren Verlauf gegen Kronstadt und den durch den Predealpaß dargestellten dritten Uebergang in dem westlichen Schenkelstück der transylvanischen Alpen.

Wie schon einmal gesagt, hängt das Gelingen dieser ineinandergreifenden und in ihren Erfolgen von einander abhängigen Bewegungen ganz von der Gegenwehr ab, die von den rumänischen Armeen noch geleistet werden kann. Darum ist es in dieser Beziehung nicht ganz bedeutungslos, daß die bei Hermannstadt beabsichtigte Einkreisungsschlacht nicht zu einem vollständigen Cannae oder Sedan geworden ist, sondern daß Teile der ersten rumänischen Armee noch haben nach Süden ausweichen können. Restlose Einkreisungsschlachten gelingen eben auch beim besten Willen ihrer Leiter und trotz aller Manövrierfähigkeit und Marschtüchtigkeit der ihnen unterstellten Truppen nicht in jeder Feldzugsperiode. Nach Cannae sind mehrere Jahrhunderte verstrichen, bis mit Sedan die zweite wirkliche Einkreisungsschlacht geschlagen worden ist und weder Cannae noch Sedan haben das Kriegsende beschleunigt, ja Cannae hat nicht einmal den Feldzug zu Gunsten seines Siegers zu entscheiden vermocht. -t.

Kriegspsychologisches.

(Fortsetzung.)

Der Regimentsarzt Dr. E. M. Simons („Drei Monate als Regimentsarzt im Ostheere“) meint: Die Geräusche, wie Zischen, Schwirren, Heulen, Knattern, Brummen, Sausen und Aufschlagen kommen nicht im geringsten zum Gleichschwingen mit einander und gehen einem deshalb schließlich auf die Nerven. Um wieviel mehr muß das bei unseren Kameraden der Fall sein, die da vorne in den Schützenlinien liegen und neben dem akustischen Höllenzauber auch noch den lieblichen Anblick der ringsum in nächster Nähe bei ihnen einschlagenden Geschosse stundenlang auf sich wirken lassen müssen ohne sich rühren zu dürfen. Kommen uns die Schrapnells und Granaten zu nahe über den Pelz, so biegen wir, um die Sanitätswagen und Mannschaften, uns selbst eingeschlossen, nicht zu sehr zu gefährden, einfach ein wenig seitlich ab, soweit das Gelände es erlaubt.

Der Leutnant d. R. Viktor Jungfer schreibt: Die russische „Schwere“ hat uns erspät. Drei Meter vor uns — zehn Meter hinter uns — vier

Meter vor uns — fünf Meter hinter uns — Als ob ein Haus zusammenstürzt, jedesmal vier Schüsse mit donnerähnlichem Krachen. Kerzengerade steigt die breite Erdsäule in die Höhe und überschüttet uns mit schweren Schollen. Und für uns heißt es — warten. Gott im Himmel . . .

Hauptmann Hans Gobsch bemerkt in seinen Kriegserlebnissen „Vogesenkämpfe“, einem sehr nett geschriebenen Büchlein (Eugen Salzer in Heilbronn): Der Soldat muß stark sein, wenn er völlig sein inneres Gleichgewicht erhalten will. Und mehr als durch das Auge empfindet die Seele durch die Wahrnehmung des Ohres. Es ist schwer zu beschreiben dieses Geräusch der Granaten und Schrapnells, die durch die Luft fegen. Ein ziehendes Heulen, ein Pfeifen, dem einer Schiffssirene ähnlich, ein blechernes Klappern und Klirren, dann wieder ein langgezogener klagender Ton. Je näher die Geschütze, desto schärfer, brutaler ist dieser Ton. Ich bemerke manches Gesicht, das sich bei jedem neuen Heulen zusammenzieht als zerre man an den Nerven . . . Und der nämliche Autor hatte kurz vorher beim Anmarsch an den Feind behauptet: . . . Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß Bangen das Herz erfüllt hätte. Die innere Erregung, Wut, Haß, Abenteuerlust, gesteigerte Phantasie halten den ganzen Menschen gefangen und lassen keinen Raum für den Gedanken, daß die nächste Minute das Ende sein kann. Noch nie habe ich so scharf gehört, so scharf gesehen; jede Fiber, jeder Muskel ist gestrafft . . .

An einer andern Stelle lesen wir: . . . Diese Truppen haben ihr erstes Gefecht vor sich. Aber nirgends vermag ich eine Spur von Unruhe oder Erregung zu entdecken, weder bei Führer noch bei Mannschaften. Und doch zeigt der Tod allen schon seine grauen, düstern Schatten. Ich muß an die Erzählungen alter Kriegsteilnehmer denken, die fast alle von dem unheimlichen Bangen zu reden wissen, das der Soldat vor seinem ersten Kampf empfindet. Vielleicht mögen jene Leute Recht haben. Aber die heiteren, zum Teil lachenden Mienen der an mir vorbeiziehenden Feldgrauen sind keine Bestätigung jener Ansicht . . .

Aber es kam bald anders: . . . Zur zeitlichen Untätigkeit verurteilt, erfahren wir die zermürbende Wirkung, die anhaltendes gezieltes Artilleriefeuer im Menschen hervorruft. Aller Augen sind zum Himmel gerichtet, wo die weißen Wölkchen bald hier, bald dort, bald näher, bald weiter tanzen. Nichts können die Augen von den stählernen Unholden entdecken, die durch die Luft schwirren und jeden Augenblick ihren metallenen Regen zur Erde schleudern auf der Suche nach Opfern. Ein Gefühl der Wehrlosigkeit stellt sich ein gegenüber dem unsichtbaren Feind. Regungslos verfolgt man die weißen Wölkchen, in denen die Geschosbahnen enden. Man kann ungefähr mutmaßen, ob sich die Gefahr nähert oder entfernt. Wir sehen die schneeigen Wölklein auf 200 m vor uns in der Luft schweben. Nach einer Minute hangen neue auf 100 m vor der Kompagnie — wir halten den Atem an und warten auf die nächste Gruppe. — Wir berechnen, wir schätzen, wir raten — und dann hören wir die unsichtbaren drohenden Eisenkegel heranheulen, meist vier . . . Mehrere Sekunden lang, die eine Ewigkeit deuchen . . . Jetzt müssen sie direkt über der Kompagnie sein. Wenn sie noch $\frac{1}{10}$ Sekunde

weiter heulen möchten, dann würde die Flugbahn über die Kompagnie hinausreichen. Blitzschnell wendet sich jeder Kopf rückwärts. Wo platzen die Unholde in der Luft? Finden sie ihre Opfer? — Und immer wiederholt sich das Spiel. Wir können nur die harmlosen weißen Wölkchen beobachten und — warten, warten, stundenlang in steter Ungewißheit, ob vielleicht das eine stählerne Untier heranpfeift, das gerade uns zum Ziele auswählen wird . . .¹⁾

Gobsch gibt weiterhin eine psychologisch ungemein ansprechende Schilderung, wie er gegen das aufsteigende Unbehagen ankämpfte und sich und seinen Leuten über die grauenhaften Stunden wegzuhelfen suchte. Er schreibt:

Man setzt sich auf, brennt sich eine neue Zigarre an, verzieht das Gesicht zu einem heiteren Lächeln.

„Keine Bange haben, Kinder, die Kerls treffen ja nicht!“ —

Krach — krach — krach — bum.

Unwillkürlich mache ich eine tiefe Verbeugung. — Beinah' war ich reingefallen mit meinen weisen Worten.

Dicht neben uns — nur 20 Schritte zur Seite — ist der Eisenregen niedergeprasselt; aber nur aus drei Geschossen. Der vierte Teufel ist in die Erde gefahren ohne zu springen.

Komisch, mein Rücken scheint fast ohne Gefühl, als hätte er einen Schlag bekommen.

Vorsichtig lange ich mit der Hand nach hinten. Alles ist heil und ganz, nur voller Lehm und Dreck. Mißtrauisch luge ich nach dem riesigen Trichter, den das Vollgeschos aus der Erde gewühlt hat. Viel weiter rechts durfte die Kompagnie nicht liegen! Man hätte gleich ein bequemes Grab mit gehabt. Und das Leben war doch noch so schön! Drüben stand die Sonne als glühender Ball in einem lichten Wolkenmeer. — Man möchte sie gern noch ein längeres Weilchen bewundern, wenigstens ein paar Jahre noch —

Wenn nur dieses gräßliche Heulen erst mal aufhören wollte.

Jetzt flattern die weißen Wölkchen so harmlos und heiter da drüben. — Ob sie wieder herüber kommen werden?

¹⁾ Das Wartenlernen ist auch eine Kunst, die der Krieg handhaben lehrt. Wer sie nicht zu lernen vermag, kann geradezu infolge von Nervenzerrüttung oder anderer Störungen psychischer Art ausgeschaltet werden. Es wäre das ein Kapitel für sich, für heute nur einen hübschen Ausschnitt aus dem an anderer Stelle schon zitierten lesenswerten Buch von Oberstabsarzt d.L. Prof. Dr. R. Lennhoff der Sammlung „Aus den Tagen des Großen Krieges“, betitelt „Mit dem Feldlazarett, Kriegserinnerungen eines Arztes“: . . . Warten war auch unsere Beschäftigung. Der ganze Stab wartete. Daß Warten eine Kunst ist, haben wir erst im Felde gelernt, im Frieden hatte man zu wenig Zeit dazu. Auch ist wohl der heimliche Boden zum Lernen dieser Kunst zu wenig geeignet, vielleicht, weil wie es hier draußen scheint, dort zu wenig vom eigentlichen Kriege gespürt wird. Es soll da oft die Zeit von einer Zeitungsausgabe zur andern zu lang werden. Wer so wie wir das Warten lernt, kann nicht Miesmacher werden. Im Felde sind solche Leute undenkbar. Hier lernt man eine Kunst des Wartens, bei dem man die Zeit verbringt, ohne sich wesentlich abzulenken und bei dem man, ob es Stunden, Tage, Wochen dauert, in jedem Augenblick mit allen Sinnen und mit allen Kräften für das bereit ist, was eine plötzlich sich einstellende Arbeit erheischt . . .

Ach was, nur das Denken und Ueberlegen sein lassen. Man wird nur mürbe davon. Ich nehme mir vor, an nichts mehr zu denken. —

Der Teufel, bei solcher Gedankenleere zerrt und reißt dieses zischende Heulen erst recht an den Nerven.

Ich zünde mir eine neue Zigarre an. — Tabak ist wirklich ein Himmels Geschenk.

Ich überfliege mit meinen Blicken die Kompagnie. Ich merke, daß mich viele Leute scharf ansehen. Vielleicht wollen sie ergründen, ob ich mich behaglich fühle.

„Wer hat keine Zigarren mehr?“

„Hier! — Hier!“

Ich hole ein paar Glimmstengel aus meiner Tasche heraus und werfe sie den Leuten zu. —

„Die werden drüben bald Schicht machen.“

Die Leute winken, zum Zeichen, daß es ihnen schon recht ist.

Vorläufig flitzen aber die Zuckerhüte noch sehr munter und unternehmend durch die Luft, aber alle zu weit. Sie schlagen jetzt 200 m hinter uns ein, immer an derselben Stelle, wo ein hübsches Bauernhaus steht. Schon lange schießen mächtige Flammen daraus empor. —

Keine Truppe findet sich glücklicherweise in unmittelbarer Nähe.

„Schießt also ruhig dorthin weiter, Messieurs.“

Merkwürdig. Augenblicklich ist gar keine Gefahr für uns, die Untiere fliegen ja alle zu weit, aber doch — — das verdammte Heulen und Pfeifen! —

Krach — krach — —

Alle Leute schauen sich um.

Richtig, die Franzosen streuen wieder rückwärts, vom Hause her auf uns zu. Immer kürzer werden die Geschoßbahnen.

Verflixt! Soll's uns in der letzten halben Stunde noch haschen? Ich sehe mich nicht mehr um, ich starre gerade aus. Ich werde den Eisenhagel schon merken! Ich kann doch nichts dagegen tun.

50 Schritte hinter unserem Bataillon vier kurze krachende Schläge. Unwillkürlich fliegt mein Kopf nach hinten. Allerliebste weiße Wölkchen tummeln sich in der Luft.

Mit drohendem klagendem Zeichen heult eine neue feindliche Lage heran, immer näher. — Jetzt müssen die Geschosse gleich über unseren Köpfen sein — —

Vier erschütternde Schläge. — Ein schwerer kurzer Wehlaut von links, wo die Nachbarkompagnie liegt.

Also doch!

Vorsichtig tragen Kameraden den Gefallenen aus der Kolonne heraus und legen ihn seitwärts hinten ins Gebüsch.

Ein schöner Tod.

Die Granaten werden den Braven nie mehr stören.

Einem Spielmann ist ein Sprengstück durch den Aermel geflogen. Am Arme lang, ohne ihn zu verletzen, bis es klatschend am Trommelschlägel aufschlägt, den es zerbricht.

Zufall — oder Schicksal? oder Gottesfügung?

Den verhängnisvollen Unholden scheint es bei uns zu gefallen. Immer wieder umkreisen uns in der Luft die weißen Wolkenschleier. —

Ich hole meine Generalstabskarte hervor und breite sie vor mir aus. Ich bemühe mich, die taktische Lage zu ergründen und zu beurteilen. —

Wenn nur das Heulen da oben aufhören wollte! — Ich schlage meine Karte zu; ich habe keine rechten Gedanken dafür.

Ich lege mich lang hin und sehe in die prächtige Abendsonnenglut. Ich will an gar nichts denken — oder doch, aber an irgend etwas Lustiges.

Ich suche nach etwas Lustigem. —

Ich merke, daß meine Augen an einer winzigen weißen Blume hängen, die dicht vor mir aus dem Grase herauslugt. Dieselben Blümlein wachsen auch in meinem Garten daheim.

Und plötzlich will sich etwas Süßes, Wehes in meine Gedanken und mein Herz hineindrängen von goldblondem Haar und trippelnden Kinderschritten und lachenden Augen — — —

Ich richte mich hastig auf. —

„Michel, kannst mein Pferd füttern.“ Ich gehe auf das Tier zu, das sorglos an dem dürftigen Grase knappert. —

Nur nicht zurückdenken, immer vorwärts! So habe ich mir doch fest vorgenommen. —

Ein Surren in der Luft nimmt meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Mit großer Geschwindigkeit steuert der große Vogel auf unsere Höhe zu.

Ein deutscher oder französischer Flieger?

Aha, jetzt können wir deutlich das Eiserne Kreuz auf den Tragflächen erkennen.

Plötzlich ein verstärktes Singen, Pfeifen und Heulen in der Luft.

Die französische Artillerie will sich dieses Ziel nicht entgehen lassen. Wölkchen neben Wölkchen taucht hoch oben in der Umgebung unseres Fliegers auf.

In stillem Fluge schraubt sich das Flugzeug höher. — Hartnäckig folgen die verderblichen weißen Wölkchen in anmutigen Gebilden unserem tapfern Flieger. Was mag er da oben, hoch über der Erde in der unermeßlichen Einsamkeit erleben als Zielpunkt von Dutzenden feindlicher Geschosse. —

Er hebt sich jetzt nur noch als schwarzer Punkt vom Abendhimmel ab. Die drohenden Wölkchen hat er in kühnem rasendem Fluge weit hinter sich gelassen. — — Die Geschütze drüben sind seit zwei Minuten verstummt.

Mir ist, als höre ich durch die flimmernde Abendluft ein frohes siegbewußtes Lachen, das von dem blauen Himmel herunter tönt, wo der große Vogel seine einsamen Kreise zieht.

Es ist seit fünf Minuten ganz still geworden. Schimmerndes Abendrot breitet sich drüben über die feindlichen Höhen. —

Das Tagewerk scheint vollbracht. — Mensch, Tier und — Geschütz sehnen sich nach Ruhe. —

Der helle Sommertag versinkt in graue Dämmerung. Die Adjutanten werden zur Befehlsausgabe nach einer rückwärtigen Höhe gerufen.

Werden wir die Nacht über auf dem Hange bleiben? — Das wäre wenig verlockend! Die gegnerische Artillerie hat sich auf unser Gelände glänzend eingeschossen. Während der Nacht kann sie uns also recht empfindlich in unserem Schlummer belästigen.

Gleichviel, was aus uns wird. Für den Augenblick herrscht fröhliche Stille und die erschreckte Seele krabbelt allmählich wieder aus ihrem Versteck und beginnt sich wohligh zu recken. —

Als hätte es der tückische Feind gewußt. —

Schon heulen sie wieder heran, die gräßlichen Unholde. Gerade auf uns zu. Vier schaurige, krachende Schläge. —

Die Geschosse müssen dicht hinter uns geplatzt sein. Wütend haben wir uns wieder dicht an den Boden gedrückt. —

So eine Gemeinheit da drüben! —

Und wieder kommen sie angeflitzt mit höhnischem Pfeifen und Singen.

Vier zackige Flammenfetzen zerreißen drüben über dem kleinen Waldstück die graue Abendluft. —

Nun wieder tiefes Schweigen — eine Minute — zwei — es bleibt wirklich still.

Langsam setzen wir uns auf. — Wir sind mißtrauisch geworden. —

Minute auf Minute zerrinnt.

Es wird stockfinster. Nur hinten am untersten Hange lodern einige Flammen in die schwarze Nacht. Der warme Sommerwind trägt Funken und Glut zu uns herüber . . .

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Kriegszeit-Reden schweizerischer Bundesräte. La Voix des chefs en temps de guerre (Cinq discours de Conseillers fédéraux). Heft 43 der „Schweizer Zeitfragen“. Zürich 1915. Art. Institut Orell Füssli. Preis Fr. 1.50.

Zu der am 6. Juni 1915 erfolgten fast einstimmigen Annahme der Kriegssteuer-Vorlage hatten gewiß die prächtigen und packenden Ansprachen viel beigetragen, welche die Herren Bundesräte Schultheß, Forrer, Decoppet und Calonder an großen Tagungen zu Bern, Zürich, Lausanne, Chur und Basel gehalten und welche wir nun in vorliegender Sammlung, durch Herrn Dr. W. Nauer, Leiter des Verlages Orell Füssli, und Herrn Prof. E. Bovet, den hochverdienten Fürsprech und Förderer der Verständigung zwischen Deutsch und Welsch in der Schweiz, zusammengestellt und eingeführt, als wichtige Dokumente der Schweizergeschichte festgehalten sehen. Eine weitere eindrucksvolle Rede, welche Herr Bundesrat Müller in markigem Berner Dialekt zu Lyß gehalten, konnte leider nicht zum Abdruck gebracht werden, da Herr Bundesrat Müller nicht dazu kam, dieselbe niederzuschreiben. Die Herren Bundespräsident Motta und Bundesrat Hoffmann waren durch den großen Andrang ihrer Amtsgeschäfte verhindert, sich von Bern zu entfernen und in dieser Sache vor das Volk zu treten. Dafür sprachen sie bei anderen Gelegenheiten treffliche Worte.

Es kann sich hier nicht darum handeln, Zitate aus den bekannten Reden der Vertreter unserer Landesregierung aneinanderzureihen, weiß doch jedermann, wie fest und unverbrüchlich unser Bundesrat seit den ersten Tagender mit Eröffnung des europäischen Krieges auch für die Schweiz hereingebrochenen Gefahr und Schwierigkeit für unsere Unabhängigkeit und Freiheit wacht und sorgt und unsere Neutralität nach allen Seiten wahr; wie sehr wir diesfalls beruhigt sein können.

Mögen weiter alle guten Schweizer treu zusammenstehen und unsere Neutralität hoch und aufrecht halten wie es Gott sei Dank unserer obersten Landesbehörde mit Hilfe der Armee durch alle Anfechtungen und Schwierigkeiten hindurch bis dahin zu unserm Glück gelungen ist. Verharren in strengster politischer Neutralität ist *conditio sine qua non* für den Weiterbestand unsrer schönen freien Schweiz und unseres Selbstbestimmungsrechts. Einzig in strikter gleicher Handhabung der Neutralität nach allen Seiten liegt unsere Rettung und die Hoffnung, nicht mit in den Krieg gerissen zu werden. Mit der Preisgabe unseres bewährten Staatsprinzips unbedingter Neutralität würden wir sofort unsre Einigkeit und Macht gefährden; ein unheilbarer nicht wieder zu überbrückender Riß würde uns für immer trennen und die Welt wäre um eine hehre Mission, die die Schweiz nach über 600jährigem Bestand, als Republik und politische Gemeinschaft verschiedener Volksstämme und Kulturen, erfüllen sollte, ärmer. Nur *weil* wir und *so lange* wir *neutral* sind,

bleibt die ganze Schweiz vereint und stark. Mögen unsere lieben Miteidgenossen im Westen und Süden immer mehr zur Ueberzeugung kommen, daß wir auch im Norden, Osten und Innern des Landes fest darauf vertrauen, daß unser Bundesrat keinen Augenblick und nicht um Haaresbreite von der der Schweiz geziemenden und einzig guten Richtungslinie tatsächlicher Neutralität abweicht, und daß sein Wollen wie dasjenige der hohen Bundesversammlung für *Alle* maßgebend sein muß.

J. B.

Formen und Grundsätze für den Kampf um befestigte Stellungen von Major Tiersch, Kommandeur des Kurhess. Pionier-Bataillons Nr. 11 (Sammlung Göschen Nr. 732). G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H. in Berlin und Leipzig 1914. Preis in Leinwand gebunden Fr. 1.20.

(Mitget. Frühj. 1914.) Der Kampf um befestigte Stellungen wird in künftigen Kriegen, die in Europa zwischen uns und unsern möglichen Gegnern ausgefochten werden müssen, mit Sicherheit eine größere Rolle als früher spielen. Freilich wird sich ein solcher Krieg nicht als eine fortgesetzte Reihe von Stellungskämpfen entwickeln, wie es in der Mandschurei in den Jahren 1904 und 1905 der Fall gewesen ist; dazu würden die ganzen Vorbedingungen nicht gegeben sein. Aber bei der Größe der Heere, die in einem zukünftigen, mitteleuropäischen Kriege aufgebieten werden, muß sich in vielen Fällen für Teile der einen Partei die Notwendigkeit ergeben, sich in bestimmter Gegend zu halten, und für die andere Partei, den in verstärkter Stellung stehenden Gegner anzugreifen.

Der Verfasser gibt zunächst eine ausführliche Darstellung des Charakters feldmäßig befestigter Stellungen und hat dabei besonderen Wert darauf gelegt, wie das sich wirklich bietende Gelände ausgenutzt werden, und was in bestimmter Zeit und mit bestimmten Truppen geleistet werden kann.

Bei Darstellung des Kampfes ist zunächst das Verteidigungsverfahren behandelt, weil dessen Kenntnis für zweckmäßige Durchführung eines Angriffs erforderlich ist. Obwohl wir auch als Verteidiger, wenn irgend möglich, durch schließlichen Uebergang zum Angriff die Vernichtung unseres Gegners erstreben sollen, ist die rein passive Verteidigung, die auf Angriff verzichtet, besonders ausführlich behandelt. Sie ist das eigentliche Element der Verteidigung und auch bei einer entscheidungsuchenden Verteidigung, die zum Schluß zum Angriff übergeht, fällt einem Teil der verwendeten Truppen mindestens während einer langen Anfangszeit des Kampfes ein rein passives Verfahren zu. Der Verfasser betont aber ausdrücklich, daß man sich zu rein passiver Durchführung einer Verteidigung nur unter dem zwingenden Druck ungünstiger Gefechtslage entschließen wird, und daß man immer bestrebt sein soll, auch aus der Verteidigung heraus schließlich zum Angriff überzugehen.

Der Angriff auf einen in verstärkter Stellung stehenden Gegner wird sich in den weitaus meisten Fällen aus frontalem Angriff und aus Umfassung zusammensetzen. Jener ist der schwierigere Teil des Gesamtverfahrens; die besondere Eigenart des Angriffszweckes, nämlich der verstärkten Stellung, äußert ihren Einfluß viel mehr auf den Verlauf des frontalen Angriffs als auf den der Umfassung. Deshalb ist beim Angriff das frontale Vorgehen besonders eingehend gewürdigt worden. Von den Formen und Grundsätzen fremder Mächte sind die unsrer westlichen und östlichen Nachbarn genauer geschildert, weil ihre Kenntnis für unser Verfahren erforderlich ist.

Aus französischen Lazaretten. Das Tagebuch einer Krankenpflegerin von Noëlle Roger. Deutsch von F. Maibach. Neuchâtel, Gebr. Attinger, Verlag. Heft V. Heldenfrauen Frankreichs. Heft VI. Unter Kameraden. Jedes Heft 70 Cts.

Die beiden letzten Hefte schließen sich ihren vier Vorgängern würdig an. Wohl das interessanteste ist das letzte, weil es mehr erzählt als Gefühle schildert. Die Uebersetzung ist gut, aber, wie schon früher bemerkt, für meinen Geschmack allzu wortgetreu: Es wirkt doch unbedingt komisch, wenn eine Frau von einem 25 jährigen, „schlanken Burschen“, der zudem Familienvater ist, sagt: Armer Kleiner! (S. 201).